



MARCHIVUM

MANNHEIMS ARCHIV
HAUS DER STADTGESCHICHTE
UND ERINNERUNG



MARCHIVUM Druckschriften digital

General-Anzeiger der Stadt Mannheim und Umgebung. 1886-1916 1902

499 (26.10.1902) Sonntags-Ausgabe 3. Blatt

[urn:nbn:de:bsz:mh40-99189](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:mh40-99189)

General-Anzeiger



(Babische Volkszeitung.)

der Stadt Mannheim und Umgebung.

(Mannheimer Volksblatt.)

Telegramm-Adresse:
„Journal Mannheim“.
In der Postliste eingetragen
unter Nr. 2892.

Unabhängige Tageszeitung.

Erscheint wöchentlich zwölf Mal.

E 6, 2.

Größte und verbreitetste Zeitung in Mannheim und Umgebung.

E 6, 2.

Telephon: Direktion und
Druckerei: Nr. 811
Redaktion: Nr. 877
Expedition: Nr. 918
Filiale: Nr. 816

Schluss der Inseraten-Aufnahme für das Mittagsblatt Morgens 9 Uhr, für das Abendblatt Nachmittags 3 Uhr.

Nr. 499.

Sonntag, 26. Oktober 1902.

(5. Blatt.)

Aus den Erinnerungen des Burenobersten Schiel.

Der Name des Burenobersten Adolf Schiel ist in Deutschland als der eines tapferen Mitkämpfers der Buren, sowie als des Organisators des deutschen Corps im Burenheere allgemein bekannt, und was dieser Mann uns von südafrikanischen Kriegen zu erzählen hat, darf auf das größte Interesse rechnen. Hat die Anknüpfung seiner Erinnerungen in weiteren Kreisen Spannung erregt, so wird das Werk selbst, das in diesen Tagen im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig zu erscheinen beginnt, die Erwartungen nicht enttäuschen. „Dreißigtausend Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika“ ist es betitelt und schildert die Abenteuer und Ergebnisse des unternehmenden Mannes in Südafrika, Erlebnisse, die den bunten Charakter eines Romans tragen und dabei den Vorzug haben, der Wirklichkeit anzugehören. Der Höhepunkt erreicht dann die Darstellung in der Schilderung der Anfänge des Krieges und der Schicksale des Erzählers während seiner Gefangenschaft. Schiel erzählt schlicht, aber lebhaft und anschaulich, sodass sein Buch auch in dieser Hinsicht seinen Reiz besitzt. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Verlages F. A. Brockhaus kann die „N. Zfr. Sg.“ zwei der interessantesten Abschnitte aus dem Werk vorlegen.

Der Todesritt von Glandslaagie.
Die Schlacht von Glandslaagie war in vollem Gange. Da erhielt Oberst Schiel eine Ordre vom General mit dem Befehle, sofort mit seinem Korps auf die Hauptstellung zurückzufallen, da der General diese sonst nicht halten könne. Es galt Eile, die Hilfe wurde mit Sorge erwartet, jede Minute war kostbar. Es wurde ein Todesritt; Schiel schilbert ihn folgendermaßen:

Bald kamen wir an die Bahnlinie, an der auf beiden Seiten ein Stachelzaun entlang läuft. Wir waren jetzt nordwestlich im Rücken der unsrer, etwa 150 Meter von dem Hügel der Hauptstellung entfernt, und mußten über eine Fläche, die von der linken Flügelschwärme des Feindes bestrichen wurde. Während der Draht abgehackt wurde, um uns einen Durchgang zu öffnen, konnten die Pferde zum letzten Ansturm verschmausen. Ich wußte, es mußte in Karriere gehen, um vor der Batterie vorbeizukommen, ehe sie Zeit hatte, sich auf uns einzuschließen.

Da ich nicht wußte, ob der General unsern Ritt beobachtet hatte, befehlt ich Kapitän Robertson, mit drei Mann in Karriere zum General zu reiten und unser Kommen im Rücken zu melden. Er sollte zugleich die Leute als Aufklärer benutzen und eventuell Meldung zurückschicken.

Während der Draht durchschnitten wurde, rief ich die Offiziere noch schnell zusammen, um ihnen Detailinstruktion zu geben. Ich hatte in der Feldtasche noch einen alten Cognac; wer weiß, ob wir je wieder zusammen trinken würden.

„Meine Herren!“ sagte ich, „ehe wir antreten, wollen wir noch einmal als gute Deutsche die Gesundheit unseres allergnädigsten Kaisers trinken!“

Ich trank und gab die Flasche Hauptmann Weiß.
„Seine Majestät!“ sagte er, die Flasche erbebend.
Dann kam von Albedyll, er that dasselbe.
Auch Juppelin nahm einen Schluck, und frisch kam sein: „Seine Majestät!“ heraus. Dann nahm er noch einen, hielt die Flasche hoch und nickte mir zu. Ich wußte, was es bedeuten sollte.

„Die Herren auf ihre Plätze! Schritt antreten lassen!“ laut das Kommando.

Im Schritt ging es über den Bahndamm, dann Galopp und sobald wir in Sicht der Batterie kamen, ging es in Karriere über die Fläche. „Esst, Esst, kam auch schon das erste Schrapnell über uns vorbei und plachte über uns in der Luft, aber zu hoch. Esst . . . kam das zweite, genau über uns zerspringend. Ich wandte mich im Sattel um; Gottlob! Keiner war gefallen. Mit einem Krach zerplatzte das dritte. Diesmal war es gut templet; es sah; mehrere vom letzten Zuge waren getroffen. Ehe das vierte kam, waren wir außer Schußweite hinter einem Hügel.“

Nun waren wir nur noch 200 Meter vom Fluß des feil abfallenden Hügelis unserer Hauptposition entfernt. Da kam quer vor uns ein Wasserlauf. Wie ein Pfeil flog mein Fuchshinüber, ebenso glücklich nahm Juppelin, dem man das Vergnügen und den Reitermuth am Gesicht ablesen konnte, den Graben.

„Herr Oberstleutnant!“ rief er in seinem schwäbischen Dialekt, „aber schön ist halt doch!“

Ich drehte mich im Sattel um nach der Abtheilung zu. Etwa dreißig Mann waren hinüber; den anderen Pferden mußte der Sprung über den Morast zu weit gewesen sein, einige Mannschaften waren eingesunken und die anderen ritten theils langsam hindurch, theils suchten sie etwas nach links nach einer festeren Stelle.

Alle Pferde, die gesprungen waren, waren mit mir am Hügel angelangt. Die feindlichen Granaten schlugen rechts und links um uns ein und schon wollte ich über einen Einschnitt, um nach unserer Stellung vom Morgen zu gelangen, wo Leutnant Babide mit dem Rest geblieben war, da mit einem Male bekamen wir heftiges Gewehrfeuer von halblinks hinten. Leutnant von Albedylls Pferd stürzte getroffen unter ihm zusammen, ebenso das von Kapitän Weiß, und ich sah zu meinem Schrecken, daß wir vom rechten Flügel des Feindes umgangen waren. Ich hatte ihn bei unserm tolen Ritt nicht bemerken können, da die kleinen Hügel ihn verbedeten, und ich dachte auch an keine Umgehung, da der General keine Frontveränderung vorgenommen hatte, obwohl man vom größten Hügel aus die Umgehung hätte bemerken können und auch hätte bemerken müssen.

Ich rief mein Pferd herum, rief von Albedyll das Kommando zu: „Recht, halbrechts marsch!“ und wie der Wind ging es wieder den Hügel hinunter dem Feinde entgegen, gegen dessen Feuer wir nun in der Bodenhöhle gedekt waren.

Unten am Fuße des Hügelis in der Terraintiefung lag eine kleine Farm; ich ließ absteigen, um zum Ausschwärmen vorzugehen. Kapitän Weiß hat ich, mit allen unsern Mannschaften, die in einer kleinen Entfernung ankamen, sofort nachzukommen, da Alles daran gelegen war, vor dem Feinde einen kleinen festen Rand zu erreichen, der uns von ihm trennte. Wir hatten uns fünfzig Schritte vorzulaufen. Bei den Farmhäusern waren mehrere Buren, die Verwundete dorthin gebracht hatten.

„Vorwärts, Jungs!“ rief ich ihnen zu, und ein gewisser Schenk vom Johannesburger Detachments schloß sich mit noch einem Duzend Anderer uns an. Ehe der Feind den Rand erreicht hatte, waren wir draben.

Graf Juppelin war gefallen. Ein Granatplitter hatte ihn tödlich am Kopfe getroffen, auch mehrere der braven Jungs lagen schon am Boden. Die Artillerielinie des Feindes war höchstens hundert Schritt von uns entfernt. An den Köden sahen wir, daß es Schotten waren. Von beiden Seiten begann ein mörderisches Feuer.

„Wenn doch nur Verstärkung käme und der General eine theilweise Frontveränderung machte, um uns vom Hügel herab zu helfen!“ war mein Stoßseufzer.

Ein neues Unglück trat ein. Eine Abtheilung Imperial Light Horse tauchte am äußersten rechten Flügel des Feindes auf und bestrich mit heftigem Feuer die kleine Niederung, durch die Weiß und von Albedyll kommen mußten, um zu uns zu gelangen. Dreimal klirrten sie an, und dreimal wurden sie zurückgeschossen. Wir feuerten, so schnell wie konnten. Fehlen war fast unmöglich, denn schon konnten wir die Gesichter der Schotten erkennen. Ich winkte Weiß nochmals zu, aber er hatte wohl schon zu große Verluste erlitten. Wie sehr war mein kleines Häuflein schon zusammengeschmolzen!

Neben mir kniete ein Herr Ludwig v. Borries; ich bewunderte seine Ruhe, mit der er feuerte; jeder seiner Schüsse sah. Er sprang auf, um einige Schritte vorzulaufen, da fiel er zurück, mir gerade vor die Füße, mit einem Schuß mitten durch die Stirn. Albedyll Poigier kniete zwei Schritte halbrechts vor mir, er hatte einen großen Stein zur Deckung. Eben hob er sein Gewehr wieder hoch, da sah ich ihn blyhschnell den Kopf wieder nach rechts rücken, auch er sank um. Rechts und links lagen die armen Jungs, und keine Hilfe kam.

Ich hatte Kapitän Weiß beim Vorstürmen zugerufen, zum General zu schicken und ihm die Umgehung mitzuthellen, auch zu melden, daß wir, wenn er keine Frontveränderung mehr machen könne, verdruckt würden, den Feind aufzuhalten, um den Rückzug zu bedenken.

Mein Gewehr war so heiß, daß ich es kaum halten konnte. Auf einmal fühlte ich einen Stich unten an der Wade des Fußes, gerade als ob mir Jemand ein glühendes Eisen hineinsteckte, und ich glaubte fest, daß ich einen Schuß in dieselbe bekommen hätte. Mein Magazin wurde wieder leer; ich nahm eine neue Kapsel mit Patronen aus dem Bandolier und feuerte noch drei Schüsse auf den Feind, der schon so nahe war, daß wir das Weiße in den Augen sehen konnten.

In der Luft piff es von Augen. Ich wollte einen Schritt vor, da war es mir, als ob ich überhaupt kein linkes Bein mehr hätte; ich fiel und es wurde mir schwarz vor den Augen. Ich kann mich aber noch erinnern, daß ich im letzten Augenblick noch meinen Adolf und mein Töchterchen vor mir sah; dann verlor ich die Besinnung. Wie lange ich so gelegen habe, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, wußte ich im ersten Augenblicke gar nicht, wo ich war. Ich richtete mich auf, mich auf den rechten Arm stützend, fühlte aber einen so heftigen Schmerz im linken Oberschenkel, daß ich wieder umfiel. Die Schützenlinie des Feindes war bei uns vorbei schon den Berg hinauf, wo noch, obwohl bedeutend schwächer, gefeuert wurde. Ich sah nach meinem Bein; die ganze Reithose war voll Blut und die Schmerzen bei der geringsten Bewegung unerträglich. An verschiedenen Stellen lagen feindliche Mannschaften Waffen auf und trugen sie zusammen.

Wie schrecklich sah es aber um mich herum auf dem Boden aus! Rings herum lagen meine braven Jungs, einige waren durchgekommen. Schotten und die unsern, alle liegen durcheinander. Links vor mir lag Herr v. Borries todt. Einen Schritt vor mir Feldornet Poigier auf dem Rücken; das bleiche Gesicht mit dem schwarzen Bart und den großen offenen Augen bot einen furchtbaren Anblick. Die Augen sahen mich an, gerade als ob er noch sprechen wollte. Drei Schritte hinter mir sah der jüngste Bruder von Poigier, mit einem Schuß durch beide Schultern. Ganz in meiner Nähe, zwei Schritte rechts, lag ein Afrikaner. Mit Stöhnen drehte er sich nach mir herum, sah mich halb aufgerichtet und sagte:

„Is Kommandant nie dood? (Kommandant sind Sie todt?)“

Ich mußte trotz meiner Schmerzen über diese naive Frage lächeln. Der Kernste hatte einen Schuß durch die Brust und einen zerschossenen Arm. Etwas weiter davon Schmidt, ein früherer preussischer Artillerieunteroffizier, anscheinend todt.

Da trat einer der Light Horse, der Gewehre auslas, auf mich zu:

„Alle Wetter!“ sagte er, „da ist Colonel Schiel!“

Es war ein Bekannter aus Johannesburg.

„Wer hat gewonnen?“ fragte ich, als wir uns die Hände reichten.

„Wir . . . wir“, kam es zögernd heraus, „haben gewonnen, aber eine gute Anzahl von Euch sind entkommen!“

Also doch, dachte ich, gottlob!

Tagesneuigkeiten.

— Ein Gefängniß für Journalisten und Schauspieler. Es ist wohl nur wenig bekannt, daß es in Paris ein besonderes Gefängniß für Journalisten und Schauspieler, bzw. Schauspielerinnen gab, in dem allerdings, soweit der Raum es erlaubte, auch andere Gefangene Aufnahme fanden. In der Geschichte des französischen Theaters wird zuweilen das Gefängniß für l'Equipe erwähnt. Da dasselbe aber schon vor der französischen Revolution verschwunden war, wurde man längst nicht mehr, wo sich dasselbe überhaupt befand. Jetzt hat Franz Hund-Brestano, der bekannte Verleger der „Revue des Artistes“ in Paris, festgestellt, daß dasselbe sich zwischen dem Canal de la Neigisserie und der Straße Saint-Germain-l'Auxerrois erhob. Das Gebäude war nur 10 Meter tief und 30 Meter breit. Dennoch brachte man zuweilen 300 Gefangene darin unter. Da es sehr ungesund war, wurde es 1782 abgebrochen und an seiner Stelle wurden Privatbauten errichtet. In diesem Gefängniß sah u. A. Beaumarchais. Aber auch die berühmte Schauspielerin Françoise Clairon wurde darin untergebracht. Sie hatte sich nämlich gemeinert, mit einem Kollegen, den sie einer Unredlichkeit beschuldigte (allen Umständen nach auf vollem Recht), auf der Bühne aufzutreten. Sie wurde dehhalb von den Bedienten der königlichen Kammer, der die Comedie francaise unterstand, zu Haft verurtheilt. Als der Offizier zu ihrer Verhaftung schickte, sagte sie mit tragischem Pathos: „Ich weiche der Gewalt, aber mein der König mir auch die Freiheit rauben kann, so vermag er doch nichts gegen meine Ehre!“ „Das ist klar“, erwiderte ihr der Offizier schlagfertig, „so nichts ist, hat auch der König sein Recht verloren!“ Françoise Clairon mußte also ins Gefängniß, aber, als man nach einigen Tagen sah, daß sie nicht nachgab, ließ man sie wieder frei. Der Aufenthalt in dem Gefängniß war übrigens keineswegs so schlimm. Die Gefangenen durften Freunde und Freundinnen empfangen. Damals wurden nämlich Journalisten und Schauspieler, die zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt waren, milder behandelt, als andere Gefangene. Später hat wohl Mancher es bedauert, daß das Gefängniß für l'Equipe nicht mehr bestand.

— Das ideale Opernhaus. Ein „fast ideales Theater“ nennt Charles Joly das Pringegenten-Theater in München in einer sehr beachtenswerthen Studie die er in der neuen französischen Zeitschrift „Musica“ veröffentlicht. Er formuliert darin eine Anzahl vorzüglicher Pringipien. „Zuerst muß man nie immer auf die ernde Form des Saales verzichten, die für die Akustik verhängnißvoll ist, und in der der überwiegende Theil der feillichen Plätze am Proscenium kopiert wird. Wir können jeden Abend in unseren Pariser Theatern die Zuschauer der Seitenlogen und bauerien sogar der Seitenballons sehen und sich herüberbeugen sehen, um zu versuchen, den Vorgängen auf der Bühne zu folgen. Es kann nichts unangenehmer sein. Der einzige vernünftige Saal ist das feil ansteigende Amphitheater in Trapezform, das sich beim Ansteigen von der Bühne bis zur Gallerie verbreitert; letztere ist dann in Logen getheilt. Die Seitenlogen werden natürlich gleichfalls verbannt. Nur diese Anlage geteilt, alle Zuschauer der Bühne gegenüber zu sehen, und der Saal im Pringegenten-Theater ist so angelegt.“ Das Orchester soll unsichtbar sein, damit die Musik des Kapellmeisters und „alle profanischen Einwirkungen der instrumentalen Ausführung“ nicht zur Schau gestellt sind, und damit auch die Stimme des Sängers das Orchester beherrschen kann. „Dank den aufeinanderfolgenden Einfassungen, die in der durch die Soffitendraperie noch verdunkelt wird, und schließlich dank dem Licht, das vom Hintergrund der Bühne kommt, während der Saal dunkel bleibt, vollzieht sich ein merkwürdiges optisches Wunder, das das Centrum der Dekoration zueinanderzieht, die Personen übernatürlich groß erscheinen läßt und die dramatische Illusion mächtig unterstützt.“ Joly schließt mit der Bemerkung, daß das ideale Opernhaus nur wenig Ähnlichkeit mit der Pariser Opera-Comique haben würde.

